

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

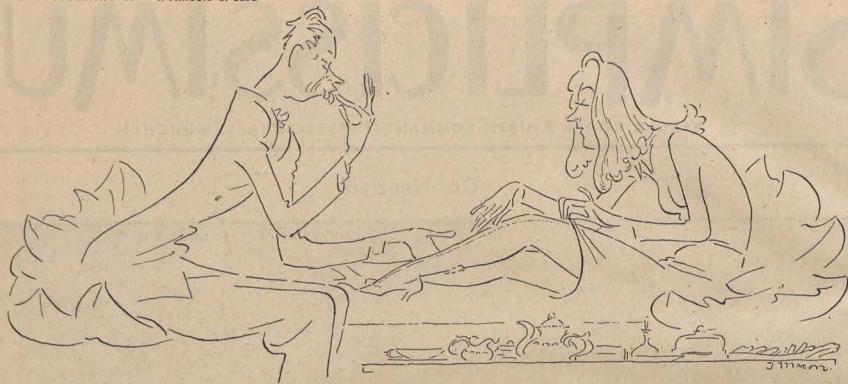
Der Neutrale

(Wilhelm Schulz)



„Ich sehe durchaus keine bolschewistische Gefahr!“

Il neutrale: „Non vedo affatto alcun pericolo bolscevico!“



„Nu aber Schluß mit den Laufmaschinen, Camilla — ich krieg 'nen ganz trocknen Hals!“

„Ma ora basta, Camilla, con queste calze smaglate! Ho già la gola tutta arsa!“

DAS ZIMMER

VON WALTER FOITZICK

In einer Ausstellung für moderne Wohnungseinrichtungen würde das Zimmer kaum eine gute Figur machen, aber es ist sehr stillvoll. Es stammt aus den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, hat also jetzt schon seine sieben Jahrzehnte auf dem verschönerten Holz und hätte demnach Anwartschaft, historisch zu werden. Innenarchitekten würde der Angstschweiß auf die Stirne treten, wenn sie die Muschelauflätze am Bett und Waschtisch sähen, und das Nachtkästl ist geradezu ein kristallklares Nachtkästl, Musterbeispiel

eines Nachtkästls. Die platonische Idee eines solchen Gebrauchsmöbels hätte nicht besser verwirklicht werden können. Ha, da sind Säulchen dran und Muschelschützereien und einzelne Teile sind abgesprungen, und die Türe knarrt und quietscht, wie es sich bei einem solchen Möbel gehört. Ein großer Spiegelschrank ist auch da, in dem sieht man sich wo man im Zimmer sich auch befinden mag, sei es, daß man die Zähne putzt, die Schuhe auszieht oder ins Hemd fährt, oder überhaupt Stellungen einnimmt, die die Bildhauerkunst aller Zeiten niemals dargestellt hat. Der Schrankspiegel stellt sie dar, den ganzen Tag über, in jeder Minute, und zeigt, daß der Mensch in seinen täglichen Verrichtungen Künstlerisch nicht sehr hochwertig wirkt. Man ist halt keine Nausikaa beim Waschen. Ich finde den Menschen in meinem Spiegel, na sagen wir mal, allzu naturalistisch.

Hätte dies Zimmer der siebziger Jahre keinen Regulator, wäre es nur halb so stillvoll. Der Regulator gleicht seinen Brüdern, den Nachtkästln, aufs Haar, nur hat er vorne eine Glasscheibe und oben ist er symbolisch. Dort ist nämlich ein springendes Roß, ein edles Roß, angebracht, das sich vor einem Baumstamm bäumt, der ihm in den Bauch fährt, damit das Roß nicht abbricht natürlich. Auf einen Regulator gehört etwas Symbolisches, weil er ein feiner Gegenstand ist und von gehobenem Wohlstand zeugen soll. Was für eine Symbolik mit dem Roß gemeint sein soll, weiß ich nicht, aber der Regulatormacher wird sich wohl etwas dabei gedacht haben.

Und nun zum Ofen, ein schlichter weißer Kachelofen, ein braves Ofchen, in dessen Röhre man Bratpfefel machen kann oder auch geröstete Kartoffeln. Meine ganze Zuneigung gehört diesem Ofen. Vor seiner Röhre ist ein Gitter, geradezu ein Palastgitter. Zwei Löwen sind auf den Türchen angebracht, und diese beiden Löwen benehmen sich so, wie sich heraldische Löwen zu benehmen haben. Sie kommen hochaufgerichtet daher, daß die Zotteln an Mähnen und Pranken nur so im dekorativen Sturm flattern. Was tun aber Löwen in solchen Fällern? Nun, sie halten eine Kartusche. Eine Kartusche ist ein Ding an sich. Wenn es sonst keinen Unterschied zwischen Mensch und Tier gäbe, so könnte man die Menschen daran erkennen, daß er die Kartusche erfunden hat, die

nicht einmal der liebe Gott bei Erschaffung der Welt mit ersann.

So sind die Löwen, die das braten meiner Äpfel und Kartoffeln stillvoll bewachen. Sie benehmen sich so, als ob sie eine Rüstkammer mit Harnischen und sieglichen Standarten beschützen. Ich darf die Geweihe, die beiden Zehender, nicht vergessen, die über meinem Bette hängen, von mir aber und edlem Weidwerk zeugen sollen, von mir aber zum Aufhängen des Hutjes benutzt werden. Und wer jetzt behauptet, daß dieses Zimmer nicht gemütlich ist, dem sage ich, er versteht nichts von der Materie; auf dem Kunstmarkt werden diese Dinge allerdings erst in einigen Jahren gesucht werden.

DRÜBEN

Heute mittag, gleich nach Tisch,
mar ich wieder »drübens«,
schwamm durchs Blaue rote ein Fikß,
fern von Kraut und Rüben.

Grab nur fünf Minuten lang
dauerte die Relie.
Goldnes Licht und Sphärenklang
waren meine Speife.

Was der Tag fontz Schwere beut,
bleib mir tief verborgen.
Weder Gettern gab's noch Heut
und erit recht kein Morgen.

Aber, ach, was hat Befandt?
Laß dich bloß nicht hirren!
Spit's die Ohren unermant...
War das nicht ein Klirren?

War's nicht, als ob Grab um Grab
taufend Spaten grüben?
— Und ich fürzte Jähling ab
und mar wieder »hübens«.

Dr. Owtiglaß

Regenzeit im Lande Der Shqiptaren

Der Sommer ließ das Tal fo fehr verbrennen,
Daß gar nichts Grünes mehr die Herbe fand.
Die Weiben glichen fettgelampften Tennen,
Nach Waffer fährte das ausgeörrte Land.

Die weiße Sonne hannte kein Erbarmen,
Und felbst die zähen Efel wurden matt.
Da kam der Herbst, da tranken sich die armen
Gefhöpfe aus den schweren Wolken fatt.

Wild schoß von Kalthestein und Äim der Regen,
Durch Felfenschluchten nahm er feinen Lauf.
Baß stand das blanke Waffer auf den Wegen,
Aus gelbem Lehm der Boden reichte auf.

Die schwarzen Büffel mit den hohen Karren
Wühlten sich mühsam durch den fetten Schlamm.
Das nasse Schill, es drückte auf die Sparren,
Und in den Hütten hochte mander blamm.

Der Herbst verfrich, das Tal blieb gar verhangen,
Und nur der Berg, der Heilige, stand weiß.
Er hielt allein den Winter groß umfangen
Und krönte selber sich mit Schnee und Eis.

Heinz Friedrich Kamecke



„Warum malen Sie mich Immer nur von rückwärts, Herr Professor?“ — „Du hast hintenrum so 'n mokanten Zug!“

L'occhio del pittore: „Perchè, signor Professore, mi dipingete sempre solo la parte di dietro?.. — „Perchè nelle tue anche hai un tratto così beffardo!..



... „20. Januar 40 ... die Sklaverei des Bolschewismus ist schlimmer als der Tod ...
Wie man sich nur so verschreiben kann!“

Dal cestino di Churchill: „... '20. Gennaio 40 ... la schiavitù del bolscevismo è peggiore della morte, ...
Come mai si può fare un tale lapsus calami!“

MEIN FREUND JOHANNES

Johannes hatte ein bestens erhaltenes Billard geerbt. Wir spielten viel und gerne zusammen und brachten es nach und nach zu einer gewissen Meisterschaft.

Eines Tages wollte auch Martin es versuchen. Es war ziemlich furchtbar, mit anzusehen, wie er da herumstocherte. Und schließlich stieß er denn auch ein Loch in das Tuch.

Wirklich entsetzt und betrübt entschuldigte er sich.

„Kann man denn nun da einen Flicker draufsetzen?“ fragte er.

„Gewiß“, sagte Johannes. „Dann wird das Spiel sogar erst richtig interessant.“

*

Elfriede war ein recht stabiles Mädchen. Aber sie tat gerne ein wenig verträumt und schwärmerisch. „Wie glücklich sind doch die, die ihren Empfindun-

gen in Tönen Ausdruck verleihen können. Wie gerne möchte ich ein Instrument beherrschen. Aber das ist mir ja leider nicht vergönnt. Oder meint ihr, daß ich es noch erlernen könnte?“

„Du solltest es doch mal versuchen“, redete ich ihr zu, um sie nicht zu kränken.

„Meinst du? — Ja, ich sollte es tun! Aber welches? Welches würde meiner Wesensart wohl am besten entsprechen? Was meint ihr?“ fragte sie

„Die Pauke“, sagte Johannes. } Bieger

DIE MASKE

VON W. FERNANDEZ FLOREZ

„Maskiere dich doch!“, sagte mein Freund in den Faschingstagen zu mir, „dann bist du deine Depression sofort los.“

Er stopfte mich in einen Clown-Anzug, gab mir eine Presche in die Hand und stieß mich auf die Straße.

Mein Visier war kalkweiß, nur mein Mund zog sich wie ein blutiger Schlitz in grauisem Gelächter von einem Ohr zum andern.

Ich wurde mir sofort klar, daß ich nichts Gutes eingetauscht hatte. Nur mein Äußeres hatte sich gewandelt, hinter der Maske war ich noch genau so verdorren wie zuvor. Ach, hätte mir mein Freund meinen biederen dunkelblauen Sakko gelassen und mir dafür eine andere Gemütsverfassung gegeben!

„Jetzt bin ich also eine Maske. Schreckliches, aber unabwendbares Geschick. — Was hat eigentlich eine Maske zu tun?“

Mit den Händen in den weiten Taschen bewegte ich mich durch die verrückte Menge. Die Leute, die im Karneval die Straßen bevölkern, sieht man bei keiner anderen Gelegenheit. Man glaube nicht, daß sich das Großstadtpublikum immer gleich bliebe. Es gibt darunter eine Gruppe, die ich lediglich an den Ausgängen der Sile-kampfarena zeigt, eine weitere — freilich gänzlich vornehmere — erscheint nur während der Karwoche und wieder eine andere taucht ausschließlich im Fasching auf. Diese letztere ist verwildert und unrasert. Man sieht darunter Typen, welche die Anthropologen längst ausgestorben wählten: lange Affenarme, fliehende Stirnen, vorstehende Kinnpartien.

Im dichten Gedränge erhob sich vereinzelt Gelächter, schrilles Gejohle. Die Luft war dick vom Staub, es roch nach Schwelß. Ein Gestank nach Fusel und Kellerwohnung erfüllte in diesen drei Tagen ganz Madrid.

Aber ich mußte mich doch amüsieren! Ich glaubte mich daher verpflichtet, in die Castellana zu gehen. Von einem zerlumpten Bengel, der sich die Jacke verkehrt angezogen hatte, erstand ich einen Blumenstrauß, der noch leidlich frisch war, nahm ein Taxi und ließ mich an den Tribünen vorbeifahren. Ich wartete.

Aber es geschah nichts, rein gar nichts. Die Menschen standen dicht gepreßt auf dem Gehsteig und starrten mich stumm an. Ich starrte ebenso zurück. Das war alles. Bei der zweiten Runde gab es einen Zwischenfall, der die Pflanzung verdient. Man bewarf mich mit einer Papierschlange. Ich blickte auf. Es war ein etwa siebenjähriger Junge, der von seinen Angehörigen mit unbegreiflichem Eifer immer wieder angestachelt wurde: „Noch einmal Gib's ihm!“

Aber das Kind wollte seine Papierschlange wieder haben. Ich fand das richtig und gab ihm seinen Bänderknäuel zurück. Was hätte ich auch damit tun sollen?

Bei der dritten Runde ereignete sich wieder etwas. Die Wagen stoppten. Der meine blieb just vor den Tribünen stehen. Da warf mir ein junges Mädchen ein ganz zertretenes Veilchensträußchen in den Wagen. Ich ergriff meine vier verwelkten Rosen und schleuderte sie ihr galant zu. Sie wurde ein bißchen rot und warf mir meine Rosen gegen den Magen, worauf ich ihr den Veilchenstrauß ebenfalls wieder versetzte. Kaum war er in ihrer Hand, knallte sie ihn mir neuerdings in den Wagen und meine Rosen nahmen ihren Weg von vorn. Mit bezaubernder Bescheidenheit gab sie mir meine zerfetzten Rosen zurück, worauf ich mit ihren zerrupften Veilchen das gleiche tat. Das nennt man im Madrider Karneval „Blumenschlacht“.

Da wir ganz dicht beisammen waren, fand ich es praktischer ihr meine Blumen direkt in die Hand zu drücken, worauf sie den überraschenden Einfall hatte, das gleiche mit ihren Veilchen zu tun. So tauschten wir etwa eine Viertelstunde

lang unsere Sträuße aus, sie sanft erglühend, ich mit dem schweigenden Ernst eines Feuerwehrmannes in der Eimerkette.

Als Maske hatte ich natürlich die Pflicht, auch auf eine Redoute zu gehen. Ganz sicher war ich mir eigentlich nicht, ob das auch wirklich zu meinen strikten Obliegenheiten gehörte, aber ich folgte dabei meiner Intuition. Ich überließ mich der Flut der Masken. Ein ständiges Hin und her, ein Drängen und Stoßen, bis ich schließlich, wie der Schaum auf den Klippen, auf einer Ar Estrade ausgespien wurde. Fast hätte ich dabei ein winziges, zierliches Ding mit ungerissen ich beugte mich zu ihr hinunter, um mich zu entschuldigen, als mich ein neuer Puff von hinten erst recht zu ihr hinstieß. Ich prallte mit dem Kopf heftig gegen ihre Rippen.

„Au!“ schrie die Kleine.

„Ich fragte: „Wollen Sie tanzen?“

„Nein.“

„Nicht? Das finde ich kurios. Wozu sind Sie dann eigentlich hier?“

„Ich tanze nur mit Bekannten. Sie kenne ich ja gar nicht!“

„Aber so macht man's doch im Fasching!“ Ich tat mein Möglichstes, um sie zu überzeugen.

Wir stürzten uns in den Strudel. Zuerst wurden wir durch einen heftigen Druck aneinandergeklebt. Als dann plötzlich eine Lücke entstand, wurde ich nach rückwärts gerissen, womit meine Partnerin nicht gerechnet hatte. Ich verlor das Gleichgewicht, sie auch. Langsam kamen wir wieder in Takt, doch die Menschenmassen drückten uns neuerdings gegen die Wand. Ein großer Dicker begrub uns förmlich unter seinen riesigen Pedalen. Meine Partnerin protestierte zuerst, dann weinte sie und schließlich entschied sie sich für eine Ohnmacht.

„Durchhalten!“ befahl ich. „Wir sind doch nicht

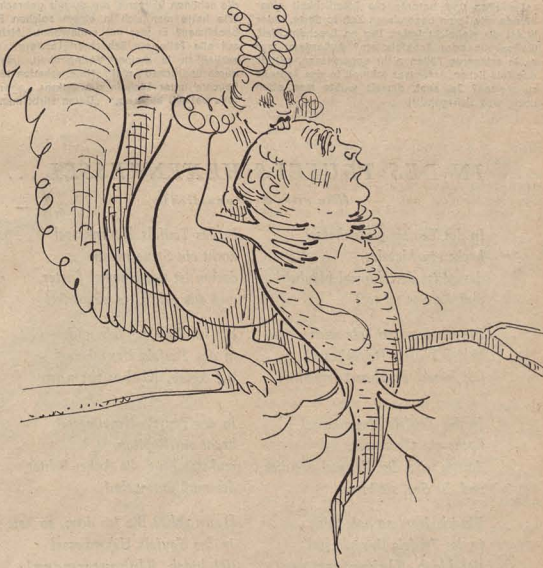
zum Vergnügen da! Mut, senorita, Ausdauer!“ Ich war aber doch recht erschrocken, und mehr als einmal glaubte ich mich dem Tode nahe. Als die Musik endlich aufhörte, wollten wir uns ein freies Eckchen suchen. Aber da kam ein Mädchen, hielt mich an, riß mir einen Knopf vom Ärmel und entfiel. Dann kam eine andere, riß mir einen Knopf vom Frackhemd und verschwand. Wieder andere rissen mir zwei weitere Knöpfe ab, warfen mir wütende Blöcke zu und machten sich aus dem Staub. Erst jetzt begriff ich, daß sie mit den langen Fransen ihrer gestickten Schals an meinen Knöpfen hängengeblieben waren und sie in der Eile einfach abbrissen. Als ich endlich allein war, setzte ich mich erschöpft in einen Winkel.

„Eigentlich habe ich gar nichts Nettos erlitten“, überlegte ich. „Die Straßen sind eine Flut wilder Leute. Und diese Redoute... diese Redoute!“ Wieder wurde getanz. Ich blickte über das Ahrenfeld nickender Köpfe hinweg. Sie hoben und senkten sich im Rhythmus des Tanzes, wie die Erbsen im Kochtopf. „Schließlich sind es ja auch nur Erbsen“, meditierte ich. „Auch die Erbsen, wenn sie kochen, werden zueinander sagen: Großartig! Ich amüsiere mich himmlisch!“

Nach dieser Überlegung glaubte ich meiner Karnevalspflicht genügt zu haben. Ich fühlte mich trauriger denn je. Dann weinte ich ein bißchen, jawohl, ich weinte wirklich unter meiner bleichen Maske, deren blutroter Schlitz sich in entschuldigendem von einem Ohr zum anderen zog, unter dem barmherzigen Schutz dieses Papendeckels, der mich wie eine Tankappe vor der radikalierenden Umwelt verbarg... Ich weinte so herzlich, daß ich beinahe gelacht hätte.

(Aus dem Spanischen von Helma Fleassa.)

(Fr. Blietz)



Das Vampchen - Il vampiro

DOKTOR SCHUHMACHER

VON A. WISEBECK

Der Arzt, von dem ich sprechen will, hieß Schuhmacher. Doktor Alois Schuhmacher. Er war bäuerlicher Herkunft und gehörte dem schweren Schlag des niederbayerischen Weizenlandes an. Breit luden die Schultern aus, mächtige Tatzen hingten ihm von den Armen, das gewaltige Haupt war von „g'schneckelten“, bereits ergraudenden Haaren umkränzt. Der breite Mund mit den wulstigen Lippen glück dem eines Laubfrosches, und sah der Mann sinnend nach der Decke, so entstand der Eindruck, er suche eine Fliege zu schnappen. Wie der Atem eines asthmatischen Nilpferdes ging es, wenn Dr. Schuhmacher sein massiges Gewicht über die Treppe heraufschleppte und sein „Grüß God, da bin i also!“ herauskeuchte. Aber gerade diese Masse gesunden Fleisches erweckte Vertrauen und Zuversicht. Weiß der Himmel, ein solcher Pfunderskerl würd, doch mit einem blühen Masern fertig werden! Und der Mann wurde es auch. Ich will nichts gegen mögliche Ärzte sagen — um Gotteswillen nicht! — aber laßt euch einen Bauch waschen, und die Vertrauen eurer Patienten wird die Mühe lohnen —

„Diesmal scheint der Bub wirklich krank zu sein!“ hieß es bei mir zu Hause, denn das seltsame Zusammentreffen meiner Leibschermerzen mit Schulpausen hatte allmählich mißtrauisch gemacht. Selbst bewährte Heilmittel, Senfpflaster, Kamilleentee und gezuickter Reichtischst blieben erfolglos. Da mußte eben doch der gut. Dr. Schuhmacher nach dem Rechten sehen! Und alsbald holperte ein Wägelchen, eine „Droschke“, vor dem Haus an. Jetzt rückte bereits die Silage unter der Last, der Doktor betrat das Zimmer. „Grüß God, da bin i also!“ schnaufte er und warf den rötlich schimmernden, durch die Teilnahme an ungezählten Beerdigungen schäbig gewordenen Zylinder auf einen Stuhl. Dann der Zylinderhut gehörte in jener Zeit zur beruflichen Ausrüstung jedes Arztes. Er bezogte die Teilnahme an einem in Gefahr schwebenden Menschenleben und betonte die Feierlichkeit einer Stunde, die ihren besonderen Zuh forderte. Oder littest du vielleicht jeden Tag an Brechdurchfall, Gallenkolik oder Schafblattem? Außerdem: war es in schweren Fällen nicht angemessen, mittels des feierlichen Aufputzes taktvoll in das Jenseits zu weisen? Ja, seht, damals wußte man eben noch, was sich gehört!

„So, krank is also, 's Buaerler!“ frug Dr. Schuhmacher und sah mich aufmerksam durch seine dicke Brille an. „No, werd scho so arg net sei!“ Auf alle Fälle geb's ehama glei a Schacherl Latweg. Das putz durch und schad' nit!“ Hierauf legte der Arzt seine fleischige Hand auf meine Stirne und maß das Fieber. Denn das Fieberthermometer, das heute in keinem besseren Nachkassil fehlt, saß zu jener Zeit in der Hand. „Ham ma's scho“, schnaufte nach einer Weile Dr. Schuhmacher, „siebnadreißig Komma acht — könnt a siebnadreißig Komma neun sei“. So, und jetzt laß der Brustler sehn!“ Ein mächtiges „Achs“, stöhnte es aus meinem Nachthemd, „da drin turnorl's a weng, is halt a kloans Bronchialkatarrh! Daran stirbt man nicht. — Jetzt schreib i a Medizin auf, täglich dreimal zu nehmen, und morg' komm i wieder!“ Beim Abschied gab mir der Doktor die Hand. Es war der Druck einer gültigen Menschenhand, und geradezu Heilkraft schien von ihr auszugehen. Alle Verärgelung schwand unter dieser großen und doch zart zureifenden Tatze. Draußen sangen die Vögel, die Sonne schien so freundlich durch das Fenster — das Leben war gewonnen. —

„Denk dir, Bub, der gute Doktor Schuhmacher ist schwer krank!“ sagte mir eines Tages meine Mutter. „Besuch' ihn doch, und bring ihm ein Euketterl!“ Wie, der Doktor krank? ging es durch meinen Sinn. Das war ja ganz unmöglich. Ein Mensch, der über das Leben geht, konnte doch nicht krank sein! Warum schrieb er sich nicht selber eine Medizin, warum nahm er nicht Latweg? — Ungläubig trat ich den Weg an. Aber es hatte schon seine Richtigkeit. In einem kärglich ausgestatteten Stübchen, auf einer einfachen, braun gestrichenen Bettstelle, lag der Doktor und lachte. Neben ihm, auf einem Stuhl, war die abgeworfene Kleidung, darauf der fuchsigelbe Zylinder. „Ist brav von dir, Bubel, daß d' mich besuchst!“ stöhnte zwischen Hustenanfällen der Kranke, „und die schönen Blümenli, die du mir gebracht hast!“ Wie hatte man sich in einem solchen Falle zu benehmen? Er war mir ungewohnt. „Nehmen S' auf alle Fälle ein Schacherl Latweg!“ rief ich schließlich in meiner Verlegenheit. „Das putz durch und schad' nit!“ „Neh, schaden tüt's nix“, keuchte unter Lächeln der Doktor, „oder helfan tu's bei mir auch nix.“ „Daran stirbt man nicht!“

versuchte ich mit Entschlossenheit zu trösten. Wie verklärt sah mich der Kranke an und sagte: „Jeder Mensch muß einmal sterben, lieber Bub, ein jeder, und darauf kommt es auch nicht an, sondern darauf ob, man leicht oder schwer stirbt.“ Er wird das Sterben leicht! Sein Blick hielt über den alten Zylinder. Doch einmal fühlte ich den zarten Druck der großen Hand. Nachdenklich trat ich den Heimweg an. —

„Ist es wahr“, frug ich meine Mutter, „daß der Doktor Schuhmacher sterben muß?“ Betroffen sah mich die Mutter an. „Der nicht“, antwortete sie leise, „ein solcher Mensch stirbt nie. Er lebt in Ewigkeit durch unsere Gedanken.“ Was hatte nun gesagt der Doktor oder die Mutter? Wie es schien, der Doktor, denn nach einigen Tagen hörte ich, daß er gestorben sei. „Wir wollen ihn zu seinem Grab begleiten!“ sagte meine Mutter, „du müßt ihm das ganze Leben hindurch dankbar sein und darfst ihn nie vergessen!“ Ich bekam eine schwarze Krawatte unter den weißen Liegekrage, gebunden und folgte an der Hand der Mutter dem Garg. „Was mögliche, daß der dicke, breite Mann in dieser schmalen Kiste lag? Daß ihn vier Männer spielend auf ihre Schultern luden? Nein, es war ganz unmöglich. Hier wartete ein Geheimnis, das man mir vorenthielt. Der Doktor lebte noch. Irgendwo.“

SUGGESTION

VON HEINZ SCHARPF

„Die schönen Tage sind nun zu Ende“, seufzte der zur Kur im Sanatorium weilende Ehemann und blickte dabei etwas benommen in die Luft. Der Anstaltsarzt hob die Brille, um darunter heraus einen seiner bekannt freundlichen Blicke schießen zu lassen. „Nur keine pessimistischen Anwendungen“, schüttelte er den Kopf, „jetzt nach Ihrem Aufenthalt hier bei uns, nach vier herrlichen Wochen voll Sonne, Freiheit und Natur, voll Körper- und Willensstärkung, dürfen Sie keinesfalls mit trüben Gedanken heimkehren. Das würde ein Erfolg der Kur sofort in Frage stellen.“ „Ich fühle mich augenblicklich ungemein wohl“, gestand der Patient, „aber wenn ich an die Necessität meiner Frau denke...“ und er suchte neuerdings mit den Augen den Himmel ab, als spiegelte sich dort eine drohende Fata Morgana. „Verhextester“, klopfte ihm der Doktor beruhigend auf die Schulter, „halten Sie fest an unserem bewährten System. Erinnern Sie sich daran, in welcher Verfassung Sie hier ankamen. Seelisch völlig gebrochen. Dann haben Sie sich täglich vorge sagt: Ich muß ein anderer werden, ich muß ein anderer werden! — und so sind Sie auch ein anderer geworden.“

„Aber meine Frau...“

„Ihre Frau ist inzwischen ebenfalls eine andere geworden, glauben Sie mir. Sie ist in unserer Schwesternanstalt im Schwarzwald, die genau nach unseren Grundsätzen geleitet wird, sicher von ihrer Gewalttheit vollständig genesen und freut sich schon auf ein Wiedersehen mit Ihnen. Nur keine Angst! Halten Sie sich an unsere Methode und sagen Sie sich energisch: „Weg mit den alten Gespenstern, es erwartet mich eine andere, eine ganz andere! — und Sie werden sehen, wie segensreich sich die Autosuggestion auswirkt.“

Der Ehemann lächelte matt und memorierte, wenn es etwas monoton, willig die Worte des Arztes. Alle Augenblicke teilte er vor sich hin: „Weg mit den alten Gespenstern, es erwartet mich eine andere, eine ganz andere!“

Doch, als er dann seiner Frau gegenüberstand, versagte die Macht der Suggestion völlig. Er sah sofort, sie war in allem und jedem die gleiche geblieben.

Bei seiner Frau hingegen gelang das Experiment überraschend.

Kaum war sie mit ihrem Gatten wieder vereint, machte sich bei ihr der hypnotische Einfluß bemerkbar.

„Weg mit dir, du altes Gespenst!“ rief sie, „es erwartet mich ein anderer, ein ganz anderer!“ Und krachend schlug sie die Tür hinter sich zu und verließ das Haus.

IN DES TEUFELS HEXENKESSEL . . .

(Ein altes Seemannslied)

In des Teufels Hexenkessel
kocht ein Mateel,
darum ist der Himmel bläulich
und die See so tot!

Bin ich dran, so hole mich
in des Teufels Hexenkessel
tief hinab, Klabautermann!

In des Teufels Hexenkessel
kocht ein Obermaat,
darum wird der Himmel gräulich,
und die See, sie braut!

Bin ich dran, so hole mich
in des Teufels Hexenkessel
tief hinab, Klabautermann!

In des Teufels Hexenkessel
kocht ein Steuermann,
darum ist der Himmel finster,
und das Schiff, es schwankt!

Bin ich dran, so hole mich
in des Teufels Hexenkessel
tief hinab, Klabautermann!

In des Teufels Hexenkessel
kocht ein Kapitän,
und wer heut' die Anker lichtet,
der muß untergehn!

Dennoch! Bin ich dran, so hole mich
in des Teufels Hexenkessel
tief hinab, Klabautermann!

FRIEDRICH WOLFGANG KOLLMANN

HAGEBUTTEN

VON SIGURD TOGEBY

Kennen Sie Thorstadt? — Thorstadt ist ein Städtchen im Herzen der üppigsten dänischen Natur — aber man kann nicht sagen, daß es viele Sehenswürdigkeiten darbietet. Eine gibt es doch, obwohl nicht viele von ihrer Existenz wissen: Einer der größten dänischen Dichter liegt im Thorstädter Friedhof begraben.

Vor einigen Tagen habe ich Thorstadt zum zweiten Male besucht.

Ich kam, weil meine Tante Meta gestorben war, und hatte einen Rechtsanwalt wegen ihres Testaments zu sprechen.

Aber natürlich stellte es sich bald heraus, daß sie mir nichts hinterlassen hatte.

Es ärgerte mich, daß ich die lange Reise vergebens unternommen hatte, und dann kam ich auf die Idee, das Grab des Dichters zu besuchen. Ich hatte den ganzen Nachmittag zu meiner Ver-

fügung, denn mein Zug fuhr erst in den Abendstunden ab.

So ging ich dann durch das göttliche Tor des Friedhofs hinein, die breiten Gartenwege entlang zwischen alten und neuen Gräbern; hier und da blieb ich vor einem alten Grabstein stehen und las die verwitterte Inschrift und stützte bei einem besonders bemerkenswerten Stück Skulptur. Schließlich war ich in der Nähe des Dichtergabmals; ich wußte, wo es war, denn ich hatte es einmal zuvor besucht. Es liegt an der Stelle, wo vier breite Gartenwege zusammenlaufen; ein großer Rosenbusch neigt sich über den bescheidenen Grabstein.

Gerade als ich zum Grab hinübergehen wollte, sah ich, daß eine schwarzgekleidete Frau auf der Bank saß; ihr Kopf war gebeugt.

Natürlich wollte ich mich denn nicht hinstellen, um das Grab anzusehen, so lange sie da war; ich ging also vorbei und folgte einem anderen Gartenweg, im Vorbeigehen warf ich einen Blick auf das Gesicht der Frau; es war gefurcht und gerunzelt, und ich sah, daß sie eine Brille trug. Der altmössiche, schwarze Hut war mit einer

kleinen grünen Feder geschmückt; das war der einzige Farbtack in ihrer Tracht.

Während ich weiterging, dachte ich darüber nach, war wohl diese Frau sein mochte. Die Witwe des Dichters konnte sie nicht sein, denn er war unverheiratet gestorben... aber es mochte sein, daß sie eine Frau war, die eine gewisse Rolle in seinem Leben gespielt hatte. In Gedanken fing ich an, mir einige von seinen Gedichten ins Gedächtnis zurückzurufen; ich erinnerte mich an die weiblichen Namen, die darin genannt waren... hatte er vielleicht dies oder jenes berühmte Gedicht an sie geschrieben? Möglicherweise war sie nur eine zufällige Person — wie ich selbst — ein Mensch, der die Werke des Dichters gelesen und lieben gelernt hatte. Ein Mensch, der an seinem Grab weilen wollte, um sein Andenken zu ehren...

Als ich das entgegengesetzte Ende des Friedhofs erreicht hatte, kehrte ich wieder zurück in der Hoffnung, daß ich mir das Dichtergrab jetzt näher ansehen konnte. Aber als ich die Stelle passierte, sah ich, daß die Frau in Schwarz immer noch da saß.

Diskret ging ich an ihr vorbei und kam zum Ausgang des Kirchhofes. Sollte ich zum Hotel zurückgehen — oder einen Spaziergang durch die Stadt machen? Gerade als ich unentschlossen beim göttlichen Tor stand, kam ein alter Mann in Hemdärmeln. Er trug einen Spaten. Es mußte der Totengräber sein.

Ich nahm den Hut ab und sagte: „Entschuldigen Sie, ich wollte gern das Grab des Dichters besuchen.“

Der Mann sah mich ein bißchen erstaunt an. — „Ach, Sie meinen... ja wohl, ich verstehe... ja, es liegt hier, ein bißchen links — folgen Sie nur dem Gartenweg in der Mitte hier...“

„Ich bin eben dagewesen“, sagte ich. — „Aber auf der Bank beim Grab sitzt eine schwarzgekleidete Frau, und... na, ja, vielleicht bin ich zu neugierig, aber ich möchte wissen, wer diese Dame ist?“

Mit einem Hieb stieß der Gräber den Spaten in die Erde.

„Eine Dame in Schwarz?“ fragte er.

„Ja, eine ältere Dame, ganz in Schwarz...“

„Mit einer kleinen grünen Feder im Hut?“

„Ja, ganz richtig. Wer ist sie?“

„Das ist Kjesten, die Frau des Sattlers“, sagte der Totengräber, geradeaus drohend. — „Gut, daß Sie es mir gesagt haben, die werde ich gleich fortjagen!“

Ich wurde ganz bestürzt — „Was sagen Sie?“ stotterte ich. „Fortjagen? Aber warum? Ist es denn nicht erlaubt, beim Grab des Dichters zu wollen?“

Der Gräber schulterte den Spaten und marschierte mit lansen Schritten den Mittelgang hinauf.

„Beim Grab des Dichters zu wollen!“ murmelte er zornig, während ich mir Mühe gab, mit ihm Schritt zu halten. — „Nein, Sie hören sich, mein Herr, sie ist nur darum bemüht, sich einen Topf Hagebutten-Marmelade zu holen!“

„Einen Topf... was haben Sie gesagt?“

„Hagebutten. Sie pflückt Hagebutten überall auf dem Friedhof“, sagte der Gräber. — „Die Leute hier in der Stadt haben das neulich erfunden — eine neue Mode: himm! Hagebutten-Marmelade... ich habe sie nie geschmeckt, solch dummes Zeug kann ich entbehren — aber der Pfarrer selber hat gesagt, die Leute dürfen — Donnerwetter nochmal — nicht auf dem Friedhof Hagebutten pflücken!“

„Pflück!“ sagte ich. — „Das ist doch beinahe Grabchändung!“

„Genuß ist es“, sagte der Gräber. „Aber die Kjesten, die wird ein ernstes Wort hören, zahmal habe ich sie gewarnt, jetzt aber wird die Polizei davon erfahren!“

„Wie taktlos von den Leuten!“ sagte ich.

„Die Leute kehren sich nicht um Anständigkeit und so was... sie wollen nur Eingemachtes fressen und sich bis zur Kehle vollpropfen!“ erklärte der Totengräber.

Ein paar große Zypressen hatten bisher das Grab des Dichters verborgen — jetzt waren wir aber so nahe, daß wir die Stelle sehen konnten. Die Bank beim Grab war — leer! Vielleicht hatte der Gräber in seinem Zorn zu laut gebrüllt — vielleicht hätte der Insinkt die Kjesten ge-

Sie kriechen zu Kreuz - Si strisciano dinanzi alla regione sacrale

(Höcker)





warnt... wir sahen nur einen Schimmer von einem schwarzen Mantel, der in der Ferne verschwand. „Sie ist davongelaufen“, sagte der Gräber ärgerlich. — „Na warten Sie schon! Das nächste Mal werde ich sie erwischen!“

Ich ging näher an das Grab heran.

„Der Rosenbusch hier wimmelt noch von Hagebutten“, sagte ich.

„Dann hat sie es nicht fertiggebracht, all die Hagebutten zu pflücken“, sagte der Totengräber. — „Ja, also, mein Herr, da sehen Sie das Grab des großen Dichters. Ich habe persönlich nichts von ihm gelesen, ich habe aber gehört daß er etwas Fabelhaftes geschrieben hat. Entschuldigen Sie mich, ich muß weitergehen, ich habe zu tun.“

Er nickte freundlich, legte den Spaten über die Achsel und ging fort. Ich nahm den Hut ab und sagte „Auf Wiedersehen.“

Dann setzte ich mich auf die Bank beim Grab. Ich wartete lange da.

Am nächsten Morgen kam ich nach Kopenhagen zurück; meine Frau stand auf dem Bahnsteig, um mich zu empfangen. Ich erzählte ihr, wie meine kleine Expedition verlaufen war, und sie beschrieb mir den Unfall, den unsere Kinde: dabeim angefallen hatten. Ich sagte ihr nichts von meinem Erlebnis auf dem Friedhof, das war ein bißchen peinlich kom es mir vor.

Am selben Nachmittag kochte meine Frau einen ganzen Topf voll Hagebutten-Marmelade, ich hatte meine Aktenmappe voll Hagebutten geholt, als ich nach Hause kam. Sie schmeckte ganz gut, diese Hagebutten-Marmelade, beinahe wie eingemachte Himbeeren, nur ein bißchen würziger.

Gespräche mit dem Zeitgeist

VON OLAV RADKE

Laut und tapsend hörte Ich meinen Schritt. Der Mond bleichte die Häuser, nur die Fenster starrten wie große, glotzende Augen auf mich. Da ging plötzlich jemand neben mir, leise unaufdringlich. Es war mein Schatten. „Guten Abend!“ Ich zog meinen Hut und blieb stehen. „Guten Abend!“ Der andere tat es auch und lächelte. „Es freut mich, Sie allein zu treffen, im Gedränge spricht niemand mit mir. Wissen Sie, als Schatten hat man es nicht leicht, Sie werden verstehen!“ Er nickte mit dem Kopf und sah bekümmert drüin.

„Ja, ja, ich kann es verstehen. Wie geht es Ihnen sonst?“ „Schlecht, sehr schlecht, bei der Verdunklung nimmt man ab und dann strapazieren Sie mich ziemlich.“ „Oh, Sie müssen entschuldigen, ich strapaziere mich selbst stark, des bringt die Zeit mit sich.“ „Ja, und dann werfen Sie mich immer an die glatten Wände, di... sind sehr kalt.“

„Darf ich Ihnen meinen Mantel anbieten?“ „Oh, danke sehr!“ Er zog meinen Mantel an. „Wie sehen Sie sonst die Lage?“ „Schwarz, sehr schwarz!“ Ich überlegte schwarz war das Normale meines Schattens, mußte ich die Äußerung als Positiv oder als Negativ werten? „Verstehen Sie darunter etwas Positives?“ „Ich kann doch nicht positiv sein, mein Herr, das ist doch nicht mein Beruf!“ Also ist Ihr Leben dann unproduktiv?“ „Durchaus!“ „Wird das nicht langweilig?“

„Ja, eben deshalb spreche ich mit Ihnen.“ „Aha, Sie wollen sich unterhalten!“ „Keineswegs mein Herr, ich habe ernstere Absichten, sehen Sie den Mond?“ Ich sah ihn, er war platinblond wie eine Mondäne. „Ja, natürlich sehe ich ihn, aber was soll das?“ „Der läuft auch immer im Kreis, nicht wahr?“ „Sie wollen doch nicht damit ausdrücken, daß Sie auch im Kreis laufen?“ „Das will ich, selbstverständlich nicht physisch, nur seelisch, transzendent. Ich erblasse, verschwinde und komme ewig — glauben Sie mir, es ist unerfreulich — stellen Sie sich vor: ewig!“ Mir graute nur vor dem Wort ewig. „Ihre Vorschläge, um diesen Zustand zu ändern?“ „Bitte, ganz einfach, ich möchte gehen, dahin, wo ich herkam.“ Mich interessierte, woher eigentlich so ein Schatten kommt. „Also bittschön, Sie können gehen, aber woher kommen Sie?“ „Aus dem Licht!“ Damit zeigte er zum Mond. „Und dahin will ich gehen, um endlich zu schlafen.“ „Haben Sie noch nicht geschlafen?“ „Nein, ich bitte Sie, wann? Sie entlassen mich Ihrer Gedächtnis also! Ich danke schön!“ Ich hatte nichts einzuwenden — doch, doch mein Mantel! „Hallo, hallo Herr, mein Mantel, Sie müssen mir meinen Mantel wiedergeben!“ Doch ich hörte nur leinend lachen. Über die Mondscheibe zog eine dunkle Wolke und ich war allein. Irgendwo schlug eine Uhr,



„Ihr Stümper — Ich war nach so langer Zeit mit den Deutschen von damals schon viel weiter — und zwar ohne Bomben!“

Wilson e la guerra dei nervi: “Vol, guastamesteri ... col tedeschi d'allora
to dopo un si lungo tempo ero già molto più avanti! ... e anche senza bombe!..”



„Warum hast du mich dann eigentlich geheiratet, Edith?“ — „Weil ich endlich mal wissen wollte, ob einer wirklich so langweilig sein könnte, wie du aussahst!“

Curiosità: „Allora, Edith, in realtà perchè m' hai sposato?.. — “Perchè volevo finalmente sapere se poteva esserci proprio qualcuno così noioso come sembravi tu!..“

Des Grobschmieds Töchterlein

Von Jo Hanns Rösler

Wer zählt die Küsse im Frühling?
Johannes und Anni zählten sie nicht.
„O Anni!“
„Mein Johannes!“
„Küsse mich, Anni!“
„Spürst du nicht, wie ich dich küsse, Liebster?“
Nein, der Wahrheit die Ehre zu geben, Johannes
spürte es ganz und gar nicht. Johannes war über-
haupt nicht recht bei der Sache. Immer wieder
spitzte er die Ohren, immer wieder lauschte er
ins Gebüsch.
„Was quält dich, Johannes?“, fragte Anni.
„Was sollte mich quälen?“
„Du verbiest mir etwas! Du bist heute anders
als sonst. Die Bäume blühen, der Felder duftet,
ich bin bei dir. Wir sitzen allein auf unserer Bank
im Park. Jeden Abend sitzen wir hier. Von Abend
zu Abend wurden deine Küsse heißer. Gestern
küßtest du mich schon auf den Mund. Heute
aber —“
Johannes sah Anni lange an und seufzte schwer.
„Was ist dein Vater eigentlich für ein Mann,
Anni?“
„Mein Gott, er ist ein Grobschmied.“
„Ein sanfter Grobschmied oder ein grober Grobsch-
mied?“
„Wie Grobschmiede eben sind! Er ist gewöhnt,
Zuschlagen.“
„Eben!“
Johannes zog einen zerknitterten Brief aus der
Tasche

„Von deinem Vater“, sagte er, „da — lies!“
Und Anni las erschrocken:
„Mein Herr! Jeden Abend sitzen Sie mit meiner
jüngsten Tochter auf der Bank im Park! Ich ver-
biete mir das! Drei Töchter von mir haben vor
Anni auf dieser Bank gessen! Aber da ist das
nie passiert! Sie sind heimgekommen, wie sie
weggegangen sind. Mit Ihnen ist es das erste
Mal, daß es anders ist! Das ist schon keine
Feierabendgestaltung mehr! Meine Frau weiß nicht
mehr, was sie tun soll! Ich warne Sie zum letzten-
mal und verbiete Ihnen, mit meiner Tochter auf
die Bank zu gehen! Sonst erscheine ich selbst!
Mit gegeltem Zorn, Riesenberger, Grobschmied.“

Küßen verwirrt den Verstand. Küssen tröstet
schon. Anni war eine treffliche Trösterin und
Johannes schwelgte im siebenten Himmel. Aber
auch dort ziehen Gewitter auf.
Laut grollte es von weitem:

„Wo ist der Lump? Wo steckt der Lump?“
Anni schrie auf:
„Mein Vater!“
„Um Gottes willen! Wo?“
„Dort kommt er! Über die Wiese!“
In der Tat, dort kam ein Mann. Das war schon
kein Mann mehr, das war ein Riese, ein blaues
Ungetüm. Geradewegs lief er auf die Bank zu.
Er schwang etwas und brüllte:

„Wo ist der Lump? Wo steckt der Lump?“
Johannes erblöchte:
„Was hat er in der Hand?“
Anni tonlos:
„Den Eisenhammer!“
Da stand auch schon der Grobschmied vor ihnen.
Sein Blasebalg schnaufte. Sein Atem rasselte.
Seine Augen rollten. Drohend baute er sich vor
Johannes auf.
„Habe ich Sie endlich!“
„Gestatten Sie —“
„Maul haltent! Jetzt wird Schluß gemacht!“
„Vater!“
„Steh auf!“

Anni sprang auf. Der Grobschmied stieß sie zur
Seite. Dann packte er den schweren Eisen-
hammer, schwang ihn hoch über den Kopf und
schlug zu. Einmal, zweimal, dreimal.

Der Eiswalzer - Il vaizer sul ghiaccio

(J. Hegenbarth)



„Nicht so verkrampt, Fräulein Lilo — bei ‚Wiener Blut‘ muß alles aus dem Leim gehen!“

„Non così convulso, signorina Lilo! . . . Col ‚Wiener Blut, tutto deve andare a mo' di fluido!“

„Sol“, sagte er befriedigt und betrachtete die
Bankstöße, auf der Anni gesessen, „der Nagel
weg! Jeden Abend kommt das Mädel mit
einem Loch im Kopf nach Hause! Glauben Sie
vielleicht, Herr, wir haben unsere Kleiderkarte
gestohlen?“

*

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Nach längerer Zeit hatten sich die letzten vier
Abiturienten vom Jahrgang 06 wieder einmal im
Hinterstübchen des Ratskellers zu fröhlicher Dauer-
sitzung und handestem Männertrunk zusammen-
gefunden. (Die Sache hat sich, wohlgepferkt, in
sorglosen, friedlichen Tagen zuzetragen.) Mitter-
nacht war längst vorüber und etliche Pullen er-
ledigt, als man endlich aufbrach und gemeinsam
dem Bahnhof zuströbte, nicht ohne unterwegs
noch an einer Likörstube zu stranden. Trotzdem
geling es dreien von ihnen, in letzter Sekunde
auf den abfahrenden letzten Zug zu springen.
Der vierte blieb auf dem Bahnsteig zurück und
— lachte aus vollem Halse, daß ihm die Tränen
nur so über die Backen perzelten . . .
„Worüber lachen Sie eigentlich?“ fragte der Bah-
nhofsvorsteher gereizt.
„Ha-ha-haben Sie eben die Dreie a-a-abfahren
lassen?“ prustete der andere und bog sich noch
immer vor Lachen, „die wollten mich zur Bahn
bringen! . . .“

F. F.

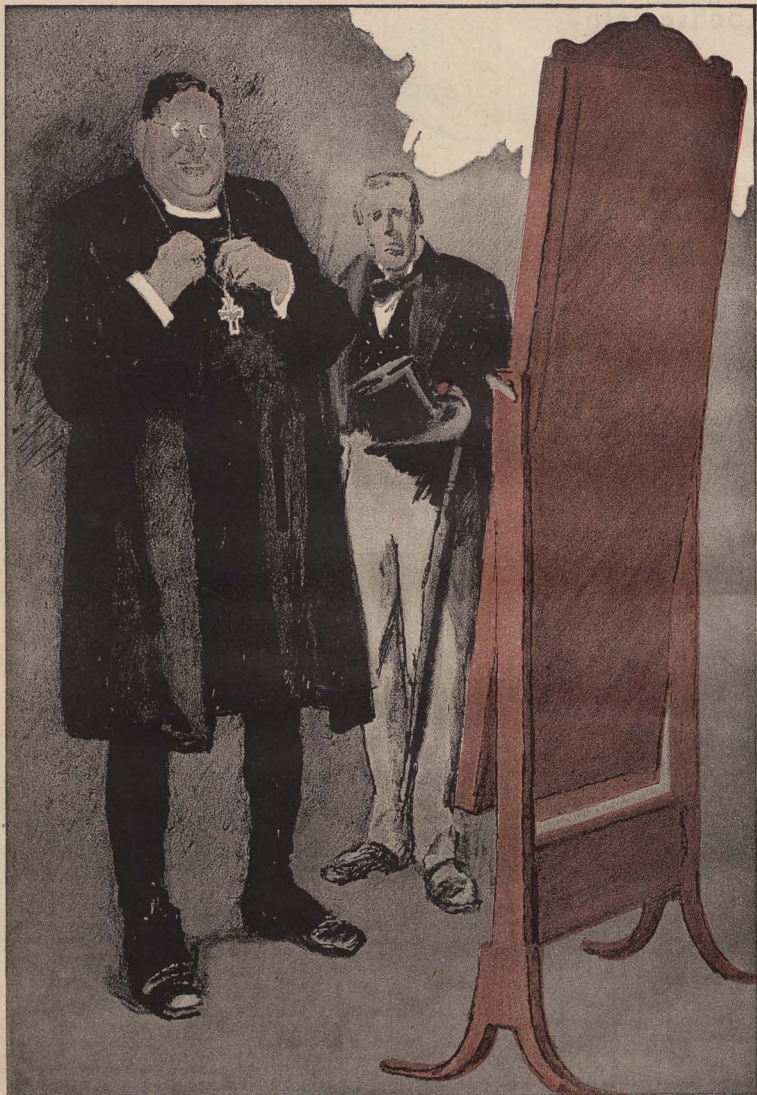
Bescheidenheit im Himmel

Die Kranzberger Ida stammte aus Unter-
Peiping, einem bescheidenen Ortschaft, das man
vergebens auf einer Landkarte suchen wird.
In diesem Peiping nun wuchs besagte Ida als
ein Musterbeispiel an Bescheidenheit heran und
diese Tugend behielt sie ihr ganzes Erdenwallen
bei, auch als sie den Musiker Pirms heiratete,
an dessen Seite sie es zufrieden war, die zweite
Geige spielen zu dürfen. Er trat zur Trauung in
einem langen Frack an, der mehr Aufsehen er-
regte als das einfache Hochzeitskleid der Braut.
Die Ehe war glücklich. Ida stand immer und über-
all bescheiden an der Wand, wie es ihrem Wesen
entsprach und dem Musiker zutrugem.

Als Pirms plötzlich starb, pflanzte sie in einem
kleinen Gärtchen für den Dahingegangenen
dunkelblaue Vergißmelniche und für sich selbst
die zum Leben nötige Robkost, um schließlich in
bescheidenem Abstand nach ihrem Gatten in ein
besseres Jenseits nachzuweisen. Ganz still machte
sie sich auf die letzte Reise, um die Nachbar-
schaft nicht zu stören. Was es nach ihr ge-
gangen wäre, hätte man sie so befragen, wie sie
sie nackt und bloß geboren wurde.
Die Mesnerin Sabine Hebenstreit jedoch, der die
Leichengeschäfte oblagen, suchte nach einem
passenden Paradekleid für die Tote und stieß
dabei auf des verstorbenen Musikers Frack, den
er sich vor zwanzig Jahren zu seiner Trauung hatte
machen lassen und der das einzige Glanzstück
seines Lebens geblieben war. Diesen Frack zog
in Ermangelung eines anderen schwarzen Staats-
kleides die Mesnerin der Abgeschiedenen ver-
kehrt, mit den Schößen nach vorne an, damit
er der ganzen Körpergröße nach reichte und
faltete ihr darüber die Hände.
Der Herr Pfarrer fand das allerdings pietätlos.
Aber die wackere Frau Hebenstreit beruhigte ihn.
„Mei“, sagte sie, „Hochwürden, der Kranzberger
Ida macht das gar nichts aus. Vorn deckt sie den
Frack vollkommen zu und hinten braucht sie nichts.
Die war ihrer Lebtag so bescheiden, die steht auch
im Himmel droben immer nur an der Wand.“ H. Sch.

Der Teufel im Priestergewand

(E. Thöny)



„Um so einen schönen Terrorangriff auf eine deutsche Stadt zu sehen,
würde ich gern drei Five o'clock teas aufgeben!“

Il diavolo in veste sacerdotale: "Pur di vedere un sì bell' attacco terrorístico su
una città tedesca, rinuncerei volentieri a tre Five o'clock teas!."